

„Sinn ist nur als Ergebnis von Beziehungen denkbar“



Der Sozialpsychologe Kenneth Gergen über das Selbst in der Postmoderne: Woher schöpft es Identität und Lebenssinn, wenn es keinen „Persönlichkeits-Kern“ mehr gibt?

Kenneth Gergen hat mit seiner Theorie des „sozial gesättigten Ich“ ein neues Persönlichkeitsmodell entworfen: Der Mensch der Zukunft ist so sehr in vielfältige Sozialkontakte und Beziehungen eingebunden, daß er „multiphren“ sein wird – seine Identität gleicht einem Kaleidoskop aus oft widersprüchlichen Meinungen, Eigenschaften und Rollen (siehe auch Heft 12/1991: „Das Ich der Zukunft“).

Psychologie Heute: Wie würden Sie die „postmoderne“ Vorstellung, die wir über das Selbst haben, mit früheren Auffassungen vergleichen – etwa der romantischen oder existentialistischen? Worin unterscheidet sich die Psyche in der Postmoderne von älteren Modellen der Persönlichkeit?

Kenneth Gergen: Obwohl ich

glaube, daß die Wurzeln der modernen Auffassung eines „Selbst“ bis in frühe griechische und christliche Lehren zurückreichen, sehen Historiker die Anfänge des Selbst-Bewußtseins in der Aufklärung. Aber unabhängig von seinen Ursprüngen wurde das Wesen des Menschen zu allen Zeiten durch eine „Kern-Identität“ definiert – die „Seele“, zum Beispiel, oder die „Vernunft“, oder ein „Wollen“, ein Motiv, eine das Individuum beherrschende Leidenschaft.

Es gab nie einen Zweifel daran, daß ein zentrales Kern-Selbst existiert, das sich entweder in Cartesianischen Begriffen – „Ich denke“ – oder, in der romantischen Version, als verborgene Quelle von Kreativität und Leidenschaft beschreiben ließ, oder aber, in der existentialisti-

schen Auffassung, als isoliertes Bewußtsein.

Zu den dramatischsten Entwicklungen des postmodernen Denkens gehört, daß diese ganze Tradition in Frage gestellt wird. Für viele postmoderne, vor allem französische Denker, ist das Selbst schlicht ausgelöscht oder „dekonstruiert“. Auch ich denke, daß sich aus diesen neuen Überlegungen eine weitaus positivere Konzeption des Selbst ableiten läßt – eine, die ich das „Beziehungs-Selbst“ oder relationale Selbst nenne.

Darunter verstehe ich ein Selbst, das von Beziehungen getragen und niemals vom fundamentalen Zustand des Bezogenseins getrennt. Diese Auffassung breitet sich mächtig in unterschiedlichsten Wissensgebieten aus. In der Psychologie ist das abzulesen an der Wiederaufdeckung von Vigotski, der Hinwendung zu kulturell fundierten Selbst-Systemen, aber auch an Forschungen über die geschlechtsspezifische Moralentwicklung oder am Interesse für Lacans Schriften.

Abzulesen ist die Akzeptanz einer Konzeption eines Beziehungs-Selbst, aber auch an der wachsenden Kritik am Individualismus, an wissenschaftlichen und –historischen Forschungen und an konstruktivistischen Arbeiten quer durch alle Disziplinen.

Im allgemeineren kulturellen Kontext erkennen wir Anzeichen dieses gewandelte Selbst-Bild, auf Beziehungen basiert, in der ökonomischen und der feministischen Bewegung, aber auch in den symbolischen Ansätzen in der Psychotherapie und der Organisationsentwicklung des Managements.

Schließlich beobachten wir, wie sich Formen des kollaborativen Selbst entwickeln, wie sich das Computer-networking ausbreitet und neue Graswurzel-Organisationen entstehen – mehr als 50 000 davon sind bereits international aktiv. Multinationale Handels- und Geschäftsbeziehungen sind ohnehin im Kommen, und politisch gewinnen dezentrale Organisationen wie oder NAFTA an Gewicht.

PH: Sie stellen also in Abrede,

ein sicheres Gefühl der Identität, der Integrität und Kohärenz notwendig ist, um ein erfülltes und sinnvolles Leben zu führen? Bisher fühlten sich Psychologen und Psychotherapeuten dieser Auffassung verpflichtet, sie war geradezu die Definition von seelischer Gesundheit.

Gergen: Wir müssen diese Kriterien einer sinnvollen Existenz im historischen Kontext sehen. Es ist problematisch, wenn wir Ideen und Ideale einer bestimmten Epoche der Kulturgeschichte als universell betrachten. In den letzten Jahrhunderten, in denen sich die Moderne entwickelte, sprach vieles dafür, von einer Zentralinstanz des Selbst namens Vernunft oder Ratio auszugehen: Ihr verdanken wir schließlich die demokratischen Institutionen, die öffentliche Bildung und die Ideale der Menschenrechte. Aber indem uns der technologische Fortschritt in immer engere Nähe zueinander zwingt, indem wir wirklich im „globalen Dorf“ leben, verändert sich diese Tradition. Das Individuum über alles zu stellen erzeugt ein Gefühl der Isoliertheit. Wir glauben, daß wir die subjektive Weltsicht der anderen nicht wirklich teilen können, und daß es deshalb darauf ankommt, die eigenen Interessen zu wahren und sich nicht von anderen beeinflussen zu lassen.

So schätzen wir Beziehungen auch als etwas Künstliches ein, sie sind verdächtig und mühsam. Wenn Individualismus großgeschrieben wird, verhindert er unsere Chancen, kooperative und integrative Formen von Beziehungen zu entwickeln.

PH: Die oft mühsam erkämpfte Identität, die „gefestigte Persönlichkeit“, stünde also der schönen, neuen Welt der Beziehungen im Wege?

Gergen: Ich behaupte nicht, daß ein gefestigtes Gefühl für Identität oder Integrität überflüssig ist. Aber es scheint mir doch eher ein Gefühl zu sein, das aus vergangenen Zeiten stammt und weniger in die „sozial gesättigte“ Welt paßt, in die wir eingetreten sind. In dieser neuen Ära – von vielen postmodern genannt – sind wir einer wachsenden Zahl von intensiven Kontakten mit Menschen, Ideen und Lebensstilen aus-

gesetzt. In dieser neuen Welt produzieren die Technologien einen schnellen Bedeutungswandel der meisten Dinge. In diesem Kontext erhalten Begriffe wie „Identität“ oder „Integrität des Selbst“ einen neuen Klang: Sie erscheinen eher als Strategien, um Selbstbezogenheit, Provinzialismus und Engstirnigkeit zu schützen.

PH: Aber die meisten Menschen sehnen sich doch nach Stabilität und Sicherheit, und sie wollen auch sich selbst als etwas „Kontinuierliches“ wahrnehmen. Schließlich hat die Psychologie selbst nachgewiesen, daß Ambivalenz und Unbestimmtheit als unangenehme Zustände erlebt werden.

Therapeuten: Moderne Sinnstifter

Gergen: Ich kann mir nur schwer ein genetisch programmiertes Verlangen nach Stabilität und logischer Kohärenz vorstellen, und schon gar nicht einen unabänderlichen Verhaltens-Code. Umgekehrt deuten viele Forschungsergebnisse auf Neugier und Experimentierlust. Ambivalenz ist schließlich der Normalfall des Lebens, und sicher ist nur der Wandel. Wenn wir unfähig wären, das eigene Leben (und das der anderen) auf vielfältige und widersprüchliche Weise zu betrachten, wären wir arm dran. Wir müssen genau darauf achten, wer uns so etwas einreden will und welche Interessen er daran hat. Es geht ja meistens darum, uns einen bestimmten Lebensstil vorzuschreiben – mit moralischen oder politischen Argumenten –, der zwar „kohärent“ und „stabil“ ist, vor allem aber der von Interessengruppen erwünschte.

Sicher, von Zeit zu Zeit stöhnen wir, wenn uns allzu viele Informationen und Kontakte überfluten, aber noch schlimmer wäre es doch, einer dröhnenden Langeweile und nervtötenden Routine ausgesetzt zu sein.

PH: Das multiphrene, relationale,

postmoderne Selbst, wie Sie es entwerfen, widerspricht in vielem den bisherigen Annahmen der Psychotherapie. Müßte sie nicht die Grundlagen ihrer Praxis ändern, wenn sie es mit diesem neuen Selbst zu tun bekommt? Verändert sich nicht sogar die Rolle des Therapeuten?

Gergen: Da gibt es tatsächlich vieles neu zu bedenken. Wir halten den Psychotherapeuten immer noch für den „Arzt der Seele“, jemand, der die Krankheiten der Psyche kuriert. Und davon gibt es – wenn wir die eindrucksvolle Liste der Pathologien betrachten – mehr als genug. Die Therapeuten machen sich daran, die Subjektivität des Klienten zu erforschen, um die Störung zu beheben. Vom postmodernen Standpunkt aus sollten wir aber die Terminologie der Psychopathologie aufgeben und unsere Anstrengungen auf andere Ziele richten.

Was die Klassifizierung psychischer Störungen betrifft, so dürfen wir nicht außer acht lassen, daß die Therapeuten die Agenten eines bestimmten kulturellen Umfeldes sind – vor allem betraut mit der Aufgabe, Sinn zu stiften. Sie stellen der Kultur die Kategorien von Krankheiten zu Verfügung, und sie ermöglichen es den Menschen, ihr Leben, aber auch dessen Probleme zu verstehen. Allerdings: Die therapeutischen Sprachschöpfungen schaffen erst die Nachfrage nach entsprechender Therapie. So gibt es heute über vierhundert Formen von psychischen Störungen, und die Zahl wächst exponentiell – das ist doch Grund zur Sorge!

Ich argumentiere überhaupt nicht gegen Psychotherapie – aber wir müssen heute fragen, ob die Annahme einer Krankheit oder eines Defizits noch notwendig ist, um sie effizient zu machen. Viele Therapeuten – vor allem solche, die postmodern-systemisch denken und mit Familien arbeiten – sehen sich als „Mitarbeiter“ ihrer Klienten: Sie wollen nicht als Experte ein Problem lösen, sondern mit den Klienten zusammen ihr jeweiliges Sinn-System finden und wie es mit den Sinn-Systemen anderer zusammenhängt. Es geht also nicht so sehr um „Heilung“, sondern um Koordination.

PH: Ihr Konzept der „Multiphrenie“ scheint häufig mißverstanden zu werden. Kritiker meinen, daß mit der Auflösung einer „Kern-Persönlichkeit“ sich auch Verlässlichkeit, Charakter und Moral auflösen. Multiphrenie sei, wie etwa Brewster Smith kritisiert, der Weg in einen gefährlichen Werte-Relativismus. Wenn alles gleichrangig und gleichberechtigt ist, dann würden die Werte unterminiert, die die Gesellschaft stützen.

Weil die oft spröde und abstrakte Sprache der akademischen Psychologie meist nur für die Verständigung der Insider taugt, will Kenneth Gergen „neue und reichere Ausdrucksformen erproben“. In den Bildern der Zürcher Künstlerin Regine Walter hat ihn das Leitmotiv der „Bezogenheit“ fasziniert. Er schrieb Texte, die in Beziehung zu den Bildern treten sollten – und beide zusammen wiederum sollten das Thema „Beziehung“ auf neue Weise begreifbar machen.

Gergen: Mit „Multiphrenie“ wollte ich vor allem unsere derzeitige Erfahrung beschreiben, daß wir immer stärker Teil eines wachsenden Netzwerkes von Beziehungen werden; von direkten zwischenmenschlichen, aber auch von elektronischen und solchen „aus zweiter Hand“. Auf uns stürmt eine ungeheuer schnell anwachsende Vielfalt von Wünschen, Optionen, Gelegenheiten, Verpflichtungen und Werten ein. Und wir müssen damit leben, daß

vielen von dem höchst widersprüchlich ist. Dieses neue Bewußtsein mag eine wichtige Vorstufe sein für eine höhere, besser entwickelte Art, als Beziehungs-Mensch zu leben. Wir erkennen die Vergeblich-

keit von „Autonomie“ und die Grenzen logischer Kohärenz, und allmählich lernen wir es schätzen, in die Vielfalt der kulturellen Sinn-Systeme eingebunden zu sein, die uns untereinander verbinden.

Aber diese Position ist weit entfernt von moralischem Relativismus. Sehr häufig sehe ich die postmoderne Kultur mit sehr viel Sorge und Skepsis. Aber es bringt nichts, reflexartig nur die Gefahren zu bejammern, die dieser Kulturwandel mit sich bringt. Es gibt nämlich keinen Beweis dafür, daß „feste“ moralische Prinzipien in der Vergangenheit jemals eine höhere Moral unter den Menschen oder eine sichere, stabile Gesellschaft garantiert hätten. Sehr viel häufiger wurde der moralische Anspruch mißbraucht, um zu unterdrücken, zu foltern oder auszurotten.



Hear the story of my life –
or at least of one life
The kind of life
Told by folks like us
The way we tell stories these days.
Some stories are good for laughs
Some stories are tear jerkers
Where would we be without good stories?
Where would I be without my story?

Vernimm die Geschichte meines Lebens -
oder wenigstens die eines Lebens
Ein Leben
Wie es unsereiner erzählt.
So, wie wir heutzutage Geschichten erzählen.
Einige Geschichten sind zum Lachen gut
Einige sind zum Schmachten gut
Wo wären wir ohne gute Geschichten?
Wo wäre ich ohne meine Geschichte?

In dem Maße, wie wir ein Beziehungs-Bewußtsein entwickeln, rücken wir von abstrakten moralischen Prinzipien ab und wenden uns dem konkreten menschlichen Zusammenleben zu. Es geht nicht mehr darum, wer nach diesem oder jenem Prinzip recht hat, sondern um die gemeinschaftliche Koordination von Beziehungen.

PH: Viele soziologische Trends scheinen geradezu gegenläufig zu dem von Ihnen beschriebenen „Beziehungs-Selbst“ zu sein: Immer mehr Singles, der Zerfall der Familie, Narzißmus, Borderline-Störungen nebst den damit verbundenen Beziehungs-Problemen, Einsamkeit – all das weist doch eher auf einen zunehmenden Individualismus hin.

Bekannt-schaften ersetzen Freundschaften

Gergen: Zum Teil hängen diese Erscheinungen natürlich davon ab, wo jemand lebt und welche (Fach)Lektüre er liest. So einheitlich und eindeutig sind Trends selten. Ich konzentriere mich auf die technologisch hochentwickelten Sektoren der westlichen Gesellschaft – nicht nur, weil ich dort die meiste Zeit verbringe, sondern weil sich diese Kommunikations-Kultur sehr schnell auf den Rest der Erde ausbreiten wird. Richtig ist, daß es Anzeichen für eine Erosion der traditionellen Beziehungsformen gibt – Familie, enge Freundeskreise, die Gemeinde, die Nation und so weiter. Es wäre jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß dies symptomatisch wäre für einen generellen Trend zum Individualismus. Das Problem der genannten Institutionen ist, daß sie ihren Mitgliedern immer ein starkes Engagement abverlangt haben – ein Engagement, das sich mit den vielfältigeren Anordnungen des postmodernen Lebens nicht mehr vereinbaren läßt. So werden diese traditionellen, be-

grenzten Beziehungen durch ein ganzes Spektrum von neuen, „oberflächlicheren“ und situationsgebundenen Beziehungen ersetzt.

Millionen sind heute schon Teilnehmer an weltweiten Computer-Netzwerken, oder sie sind Mitglieder riesiger Fan-Gemeinden von Rockstars oder Sportlern. An die Stelle von engen Freundschaften „fürs Leben“ treten Bekanntschaften, die

sich auf bestimmte Lebensbereiche beschränken – gute Arbeitskollegen, Freizeit-Kameraden, Hobby-Gemeinschaften. Dann gibt es das, was ich „Ersatz“-Freundschaften nenne: Kurzlebige Allianzen etwa während einer Demonstration oder eines Geschäftstreffens, im Urlaubsort.

PH: Nicht zu vergessen die quasi-sozialen Kontakte, die viele Menschen zu „ihren“ Fernseh-Lieblin-



Here am I.
Standing before you
Singular and solitary.

But don't let appearances fool you.

Each word from my mouth
Each gesture
Is born of others.

You see singularity
But reality is in multiples.

As we talk
You enter this world.
And I into another.

Hier bin ich
Und stehe vor Dir
Einzigartig und einsam.

Doch der Schein soll nicht trügen.

Jedes Wort von meinem Mund
Jede Geste
Ist von anderen geboren.

Du siehst das Besondere
Doch die Wirklichkeit ist vielfältig.

Während wir reden
trittst Du in diese Welt hinein
Und ich in eine andere.

gen, Serienfiguren, Showmastern, und so weiter unterhalten ...

Gergen: Dieses Phänomen macht mir wirklich Sorgen, und es nimmt zu. Die Medien ziehen in ihrer Pausenlosigkeit und Omnipräsenz eine Gruppe von Menschen so sehr in den Bann, daß sich die Grenzen zwischen Realität und Schein immer mehr verwischen.

Das sind häufig Menschen, die mit normalen Beziehungen Proble-

me haben, zurückgewiesen oder enttäuscht wurden und nun stellvertretend in den Medien – in Fernsehserien, Filmen und Zeitschriften – „vertrauenswürdige“ und „stabile“ Partner finden. Sie leben sozusagen in einer künstlichen Medienwelt, kapseln sich immer stärker von der Realität ab und fallen allmählich aus der Gesellschaft heraus. Immer häufiger müssen wir über „Stalker“ hören – Menschen, die „ihren“ Star beob-

achten und verfolgen und manchmal, enttäuscht über dessen „Verweigerung“, ihn sogar töten.

PH: Mit dem Zerfall der traditionellen Institutionen kommt eine neue Aufgabe auf die Individuen zu: Weil es kaum noch verbindliche Wert-Systeme gibt, kaum noch Orientierungen und Traditionen, denen man „blind“ folgen kann oder will, ist der einzelne immer stärker auf sich selbst verwiesen – er muß sich aus dem Angebot konkurrierender Wertvorstellungen selbst einen Lebenssinn basteln, muß ihn aus sich selbst schöpfen. Das Selbst wird zur Sinn-Instanz – ist es da nicht überfordert?

Gergen: Es ist ein Trugschluß zu glauben, daß Menschen aus sich selbst heraus Sinn schöpfen können. Physische Isolation des einzelnen und zunehmende Fragmentierung der Gesellschaft bedeuten nicht, daß jemand Ziele und Werte nun in seinem Inneren suchen kann. Dieser Irrtum entspricht dem alten Glauben an einen Persönlichkeits-Kern, an „Unabhängigkeit“ und einer Form von Selbständigkeit, die in Wirklichkeit Isolation bedeutet. Vom Standpunkt eines relationalen Selbst gibt es keine Werte, keine Bedeutung, keine Ziele, die alleine einem Individuum vorbehalten sind – Sinn und Ziele sind nur als Ergebnisse von Beziehungen denkbar.

Die Herausforderung besteht darin, nicht in uns selbst nach uns eigenen Werten zu forschen, sondern sie in produktiven und bereichernden Formen von Beziehungen zu anderen Menschen zu finden. □

*Mit Kenneth Gergen sprach
Heiko Ernst*



The eternal sounds of the internal voices...
Mother... father... brothers... sisters...

Listen carefully when I speak
and you shall hear them.

As I speak with you now
You will hear the echoes of distant times.

Die ewigen Laute der inneren Stimmen...
Mutter... Vater... Bruder... Schwestern...

Hör gut zu, wenn ich rede
und Du wirst sie hören.

Und wenn ich nun mit Dir rede
Vernimmst Du das Echo entfernter Zeiten.